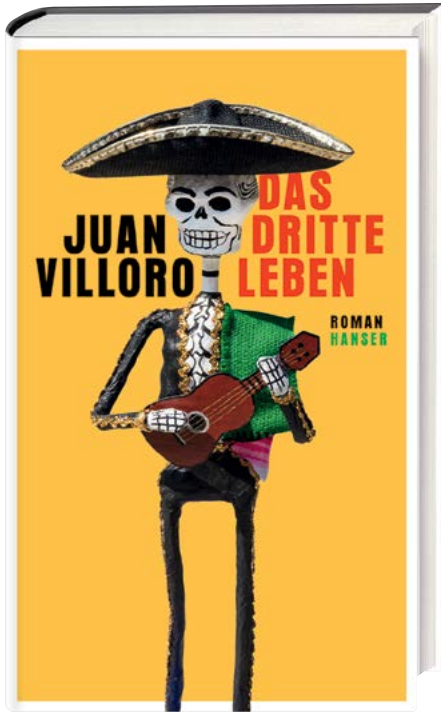


Leseprobe aus:  
**Juan Villoro**  
**Das dritte Leben**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER





**DAS  
JUAN DRITTE  
VILLORO LEBEN**

Roman

Aus dem Spanischen  
von Susanne Lange

Carl Hanser Verlag

Die spanische Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel *Arrecife*  
bei Editorial Anagrama in Barcelona.

Das Motto auf Seite 5 wird zitiert nach Malcolm Lowry, *Ultramarin*,  
hrsg. v. Christa Cooper u. Joachim Sartorius, übers. v. Werner Schmitz,  
© 1962 Margerie Bonner Lowry;  
1982 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-24913-4

© Juan Villoro 2012. Originally published in Spanish  
by Editorial Anagrama S. A. 2012  
All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

Eines Tages werde ich ein unerhört verdorbenes  
und niedergedrücktes Land entdecken, wo die Kinder  
an Milchmangel zugrunde gehen, ein unglückliches,  
wenn auch unaufgeklärtes Land, und ich werde ausrufen:

>Hier bleibe ich, bis ich diesen Ort  
zu einem guten gemacht habe.<

**MALCOLM LOWRY**



In der ersten Phase meines Lebens  
wollte ich nur wach werden,  
in der zweiten nur einschlafen.  
Wird es eine dritte geben?





»**GEH JETZT**«, sagte Sandra, ließ aber die Tür offen.

Ein Anfall von Paranoia machte mich misstrauisch. Doch die Erregung war stärker als die Vorsicht.

Ich stieß die Tür auf.

Ihre Räume wirkten doppelt so groß wie meine. Ich ging durch eine Art Salon, folgte dem Fernsehgeräusch im Schlafzimmer. Stöhnen war zu hören. Empfing Sandra einen Pornokanal?

Das letzte Abendlicht streifte die Wände mit violetter Glanz. Ich blickte zum Bildschirm. Sandra hatte eine Sendung über plastische Chirurgie eingestellt. Ich suchte nach der Fernbedienung.

»Nicht ausschalten!«, rief sie aus dem Bad.

Der Arzt hielt ein Implantat in der Hand, so ehrfürchtig, als wäre es buchstäblich Götterspeise. Dabei sprach er von »Natürlichkeit« und »Vertrauen«.

»So was siehst du dir an?«, fragte ich in Richtung Tür.

»Das entspannt mich«, antwortete sie, als sie aus dem Bad kam.

Sie trug einen Bademantel. Das Logo der Pyramide – die vier Himmelstrepfen – wölbte sich über ihrer linken Brust. Der Bildschirm warf rötliches Licht auf die Wände. Das beruhigte Sandra? Nach acht Stunden im Übungsraum, wo

sie eine Mischung aus Yoga und Kampfsport unterrichtete, sah sie gern Körper, die von einem Skalpell massakriert wurden.

Ich betrachtete ihre vom Training geschundenen Füße. Die schwindende Sonne war noch stark genug, jemanden zu blenden, der fünf Wodka-Ananas intus hatte.

»Stell die Klimaanlage ab«, befahl Sandra.

Das gefiel mir. Ohne Klimaanlage war man wie von der Welt abgeschnitten.

Sandra legte die Hand auf den Bademantelgürtel und ließ sie dort ruhen, eine Spezialistin für Dehnungen aller Art.

**NOCH AM MORGEN** hatte ich mehr Aussicht darauf gehabt, mit einem Teufelsrochen zu ringen, als dieses Zimmer zu betreten. Doch nachmittags kam irgendwie der Umschwung. Vielleicht war es der Wodka, vielleicht dieses grauenvolle Lied, das ich plötzlich herrlich fand: *Feelings*.

Sandra und ich kannten uns seit einem Jahr, tranken aber zum ersten Mal etwas zusammen. Sie bestellte einen Martini und beklagte sich über ihre Arbeit. Beim zweiten Martini fiel ihr ein noch schlimmerer Job ein: Jahrelang hatte sie in einer Diskothek in Kukulcán in einem Käfig getanzt.

Beim dritten Martini sagte sie: »Berühr mich mit deinem Finger.« Mein »Finger« ist ein Stummel. Ein Feuerwerkskörper war mir in der Hand explodiert.

»Verstümmelte können mit dem verlorenen Körperteil fühlen. Mein Vater hat in Korea eine Hand verloren. Spürst du mich mit deinem Finger?«, fragte sie und beugte ihr Gesicht vor.

Ich musste an die erste erotische Filmszene denken, die mich gebannt hatte. El Cid alias Charlton Heston hatte mit Sophia Loren geschlafen. Beim Aufwachen fuhr sie dem Helden mit ihrem schlanken Finger über Stirn und Nase. Mit zwölf hielt ich diese Liebkosung für unübertrefflich: Sophias Finger glitt über den Cid, als wollte sie ihn zeichnen. Vierzig Jahre später verlangte eine Frau von mir, dass ich ihr Gesicht mit dem verlorenen Fingerglied »berührte«.

Wir waren allein in der *Canario*-Bar. Die leeren Stühle machten die Atmosphäre vollends intim.

»Spürst du mich?«, fragte sie.

»Gehen wir auf dein Zimmer.«

»Was spürst du?«

»Das sage ich dir oben.«

»Oben auf mir drauf?« Sie lächelte.

Dann lehnte sie sich zurück, kaute an einem Fingernagel und ließ einen dieser öden Moralsprüche los, die man ihr in Iowa beigebracht hatte, wo sie herkam:

»*Don't shit where you eat.*«

Ich berief mich darauf, dass wir nicht zusammenarbeiteten. Wir *wohnten* in der Pyramide: das Resort war unsere Polis. Wir lebten abgekapselt, am Rande. Jenseits der abgesteckten Grenzen wurde das Leben mit Radar aufgezeichnet.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Juliancito, der Maya-Barkeeper, 1,50 groß, der die Drinks auf einem Bänkchen stehend zubereitete, ahnte, dass ich nur ein einziges Lied hören wollte, wieder und wieder. *Feelings* erklang von neuem.

Mit ihrer dreisten Rührseligkeit definieren manche Lieder die uneingestanden Gefühle einer Epoche. Sie sind Ausdruck dessen, was du einmal empfunden hast, ohne es zu-

geben zu wollen. Das Gift, das du seinerzeit verschmähst hast, kehrt als herrlicher Zuckerguss entschwendener Tage zurück.

In meiner Zeit als Hotelbassist hatte ich diesen süßen Brei unzählige Male gespielt. Zu einem Jaco Pastorius fehlten mir ein Stück Finger und jede Menge Talent, und im Namen von Heavy Metal hatte ich mich in allzu viele verlorene Schlachten gestürzt. Das Repertoire der Nachtlokale hatte ich heruntergeleiert wie jemand, der das Periodensystem aufsagt, *Feelings* so nüchtern gespielt, als lernte ich noch einmal die Wertigkeit von Chlor auswendig.

An diesem Abend bekam das Lied seine Revanche. Als *Feelings* brandneu gewesen war, hatte ich es mir noch leisten können, mein Leben zu versauen. Vielleicht berührte mich gerade das: die Erinnerung an mein vergangenes Ich, das das Desaster noch vor sich hat.

»Ist das dein Song?«, fragte mich Sandra.

»Wundert dich das?«

»Ich wusste nicht, dass du sentimental bist.«

»Ich bin nicht sentimental. Ich mag auch keinen Ananas-saft, und trotzdem trinke ich ihn. Scheußliches kann helfen, einen ärgerlichen Tag zu verdauen.«

Sandra bestellte noch einen Martini und wollte mehr über meinen ärgerlichen Tag wissen.

Ich beschrieb ihr die Klanguntermalung im Aquarium. Mein Freund Mario Müller hatte eigens für mich einen Job erfunden: Fische vertonen. Sensoren im Aquariumsand wandelten ihre Bewegungen in Töne um. Die Klänge entspannten die Gäste, machten die Fische aber nervös. In Vollmondnächten waren sie besonders unruhig. Da half nicht einmal

ein Beruhigungsmittel, das ich ihnen ins Wasser spritzte und das sie über die Kiemen aufnahmen.

»Du bist Fischpsychiater.« Sandra ließ ihre großen, weißen Zähne blitzen.

Ich mag die Panzerzähne der Gringas nicht. Aber der Wodka machte vieles wett: den Ananassaft, Sandras Lächeln.

»Deine Tiere sind neurotisch«, sagte sie, »meine sind bloß Tiere. Abends tun mir vor allem die Backen weh. So viele Stunden am Stück zu lächeln ist echt klasse.«

Sandra lebte seit zwanzig Jahren in Mexiko. Sie hatte ihren Akzent nicht abgelegt, sprach jedoch fließender Spanisch als die einheimischen Maya-Angestellten und benutzte mehr Slangausdrücke als ich, der ehemalige Rockmusiker, der sich von der Gegenkultur losgesagt hatte, von dieser pathetischen Art, die Rebellion in einen mehr oder weniger rentablen Protest zu verwandeln. Als ich den E-Bass an den Nagel hängte, hatte ich mir geschworen, mich eher umzubringen, als noch einmal zu sagen: »Alles paletti.«

»Kannst du nicht arbeiten, ohne zu lächeln?«, fragte ich.

»Die Übungen sind ein heiterer Schmerz. Ich unterrichte Ashtanga Yoga, tibetisches Kung-Fu, *Dance contact*. Der gemeinsame Nenner: die Lehrerin muss lächeln. Was ist mit deinem Finger passiert?«

Ich erzählte, dass mir mit sechzehn ein Kracher in der Hand explodiert war. Ein Mädchen hatte Blutspritzer abbekommen. Ihren Namen weiß ich nicht mehr, aber Sandra gegenüber nannte ich sie Rebeca. Sie ließ das Blut die Wangen hinunterlaufen, ohne es abzuwischen, wie gebannt von meiner Wunde, von diesem Unfall, der ich war. Ich hatte den Knallkörper festgehalten, um vor ihr anzugeben. Sandra

praktizierte Yoga: Sie hatte eine verschlungene Erklärung verdient.

Ehrlich gesagt war mir im Moment der Explosion nur in den Sinn gekommen, dass der Kracher ein Vermögen gekostet hatte: fünf vergeudete Pesos.

»War es ein Triangel?«, fragte sie mit ihrer Vorliebe für den einheimischen Jargon.

»Ja.«

»Mann, bist du ein Knallkopf.«

Ich hasse umgangssprachliche Wendungen wie nur jemand, der sie so oft benutzt hat, dass sie ihm ins Blut übergegangen sind. Ich wollte für Sandra kein »Knallkopf« sein, auch wenn ich mit dreiundfünfzig für eine Frau von siebenunddreißig kaum etwas anderes darstellen konnte.

»Und das mit dem Bein?«, fragte sie.

Sie meinte das Hinken.

»Ein Auto hat mich angefahren.« Über diese Verletzung wollte ich mich nicht weiter auslassen.

»Vor oder nach der Explosion?«

»Davor.«

»Du hast schon gehinkt, als du dir den Finger abgesprengt hast?« Ihre Augen glänzten. »Du bist sentimental«, lautete ihr Urteil. »Das hätte ich nicht gedacht.«

Sandra fand folgende Erklärung für mein Verhalten: Ich hatte eine Verletzung riskiert, nachdem ich schon einmal verletzt worden war. Das fand sie nicht selbstzerstörerisch, sondern sentimental. Rebeca war mit meinem Blut bespritzt worden. Das erklärte *Feelings*.

In der Pyramide sprach nie jemand über die Vergangenheit. Ein jeder war hier, weil anderswo etwas in die Hose gegang-

gen war. Niemand interessierte sich für das Vorleben der anderen, das machte den Umgang im Hotel so angenehm. Sandra verstieß gegen das Protokoll, sie zeigte Neugier für den, der ich nicht mehr war.

Erst da merkte ich, dass wir miteinander flirteten.

»Spürst du etwas in dem Finger?« Wieder war sie beim Thema.

Ihre Übungsstunde, erzählte sie, begann mit sechs »Sonnengrüßen«. Das Karibikklima ließ mittlerweile zu wünschen übrig, doch für meinen Geschmack nicht genug. Die Sonne war mir immer noch zu viel. Ich sagte nichts und hörte mir an, wie sie über Entspannungstechniken redete. Sie hatte die in Form gedrillten Körper satt. Meine Verletzungen waren interessanter, als spräche mein Körper eine andere Sprache, das Französisch der Läsionen.

Die Frage nach dem Gefühl in meinem Finger ließ ich unbeantwortet. Da erzählte sie aus ihrer eigenen Vergangenheit. Mit siebzehn war sie in die Karibik gekommen, zusammen mit einem Vietnam-Veteranen, der nachts aus schrecklichen Albträumen erwachte. Sie kampierten an verlassenem Stränden und rauchten Marihuana, bis er an einem Schlaganfall starb.

»In einem Sack ist er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Er hatte erwartet, auf die Art aus Saigon zurückzukommen, nicht aus Mexiko.«

Sandra blieb an der Karibikküste und machte eine Zeit durch, die sie »mein Elend« nannte. Sie lernte sämtliche Diskotheken kennen, trug ein T-Shirt mit der Aufschrift *Too drunk to fuck*, das wenig Wirkung zeigte, und kam auf einem seltsamen Leidensweg wieder auf die Beine: indem



sie in einem Käfig tanzte. Als brächte sie eine Haftstrafe hinter sich. Schließlich entdeckte sie die Nüchternheit, die körperliche Ertüchtigung, das sichere Einkommen, das Hotelleben. Die Pyramide war ihr bisher bester Job.

Immer hatte ich Yoga für etwas gehalten, was Rockbands praktizierten, wenn der Erfolg sie langweilte. Sandra wandte Techniken an, deren Komplexität ich mir nicht hätte träumen lassen. Sie brachte Touristen bei, ihre Aggressionen zu beherrschen, und Schauspielern, die nicht aus dem Bauch heraus agieren konnten, Emotionen zu simulieren.

»Aber du bist es leid zu lächeln«, warf ich ein, um sie daran zu erinnern, dass sie einen Ausgleich brauchte.

Sandra gefiel mir, aber mehr noch die Situation, die wir geschaffen hatten. Mit der Hand »berührte« sie mein fehlendes Fingerglied.

»Spürst du mich?«

»Ja«, log ich.

»Berühr du mich.« Sie streckte den Handteller aus.

Dieses Handlesen war unser erster Körperkontakt. Ich glitt über die Innenfläche, ohne sie zu berühren. Sie besaß kaum Linien. Die Haut sah aus wie neu. Ich zeigte ihr meine durchfurchten Handteller.

»Deine sind wie die Karte von Mexiko-Stadt«, sagte sie, »meine wie die von Iowa.«

Sie nahm meinen Finger und »lutschte« an dem fehlenden Glied.

»Was spürst du?«

»Gehen wir auf dein Zimmer.«

Zu mir wollte ich nicht gehen, die Bücher dort brachten Unruhe ins Ambiente. In der Pyramide, dieser Zitadelle, in der

man die Betten mit chirurgischer Präzision bezog, zeugte ein Zimmer wie das meine von Verschrobenheit: jemand, der sich zurückgezogen hat, um das Drehbuch zu einem unverständlichen Roman zu schreiben, ein manischer Leser an einem Ort, an dem die anderen höchstens die Etiketten der Sonnencreme lesen, ein Lehrer, der allergisch gegen frische Luft ist, ein Geistesgestörter, der auf seine Chance wartet.

»Lass uns vernünftig bleiben«, sagte Sandra.

»Ich habe etwas ganz Besonderes gespürt.« Das stimmte, auch wenn ich nicht meinen Finger damit meinte.

»Ich habe Luft gelutscht, aber da war noch etwas anderes«, räumte sie ein.

Sie verlangte die Rechnung und bestand darauf zu bezahlen. Die Großzügigkeit war als Abschied gemeint. Ihre Scheine flüsterten mir wohlwollend zu, dass ich nicht in ihr Bett gelangen würde.

»Es war nett, mit dir zu reden.« Sie stand auf.

Ich folgte ihr automatisch.

Gemeinsam gingen wir zum Fahrstuhl. Ihr Zimmer befand sich im fünften Stock, meines im siebten. Sie drückte nur die 5. Ein gutes Zeichen. Ich versuchte, sie zu küssen.

»*You better don't*«, widersetzte sie sich.

Es gefiel mir, dass sie mich in ihrer Muttersprache zurückwies.

Ich folgte ihr bis zu ihrem Zimmer. Da sagte sie: »Geh jetzt.«

Doch ließ die Tür offen.

**JETZT WAR SIE IM BETT**, löste gerade den Bademantelgürtel.

»Ich habe eine Phantasie«, sagte sie.

Glück befahl mich, unverfälscht, absolut, unverdient, vollkommen. Sandra war eine Nordamerikanerin, die Arbeit und Vergnügen nicht vermischen wollte. Aber sie hatte eine Phantasie.

»Stell den Fernseher lauter«, verlangte sie.

Das tat ich, während sie den Bademantel auszog. Sie legte sich auf den Bauch, vollkommen nackt.

»Berühr mich mit deinem Finger. Nichts weiter. Mehr will ich nicht. Einverstanden? Du sollst mich spüren.«

Manchmal fühle ich eine Art elektrischen Strom in meinem Stummel. Ihr geschäftsmäßiger Ton ärgerte mich, aber ich war so erregt, dass ich selbst meine Schnürsenkel spüren konnte.

Ich machte mich daran, sie zu »berühren«, die Grenze zu überschreiten. »Die Marter der Hoffnung«, schoss mir in den Kopf. Woher kam dieser Ausdruck? Von einem Aufklärer des 18. Jahrhunderts, von einem Guru, einem Glückskeks, einem Sportreporter?

Ohne sie zu berühren, fuhr ich ihren durchtrainierten Körper entlang. Sie öffnete leicht die Beine. Ich konnte die aufgerichteten Schamhaare sehen, die Schamlippen, die violette Rosette.

Im Fernsehen stöhnte jemand vor Schmerz. Wenn ich mir das Bild wegdachte, wirkte der Laut erotisch. Sie ist verrückt, dachte ich. Die Szene auf dem Bildschirm wechselte. Sandras Haut überzog sich mit blutroten Schatten. Vielleicht tat ein anderes Paar in einem anderen Zimmer das Gleiche. Vielleicht benahmen wir uns völlig normal.

Bilder streichelten sie wie Phantomfinger, und Sandras Atem geriet ins Stocken. Ihr Glück war meine Marter. Gerade wollte ich der falschen Wollust dieses Rituals ein Ende setzen, als das Telefon klingelte.

»Geh du ran«, sagte sie.

»Bist du sicher?«

»Wir sind erwachsen, Antonio, du kannst sein, wo du willst.«

Ich griff zum Hörer.

Es war Mario Müller. Er erkannte meine Stimme:

»Tony?«

»Willst du mit Sandra sprechen?«

»Nein, mit dir.«

Woher wusste er, dass ich hier war? Zuerst kam mir eine Kamera hinter dem Spiegel in den Sinn, doch eine Sekunde später hatte ich meine Paranoia genauer geortet: Vielleicht war der Chirurgensender dazu gedacht, die Gäste auszuspionieren.

»Es ist etwas passiert.« Mario sprach in dringlichem Ton.

»Wo bist du?«

»Im Aquarium.«

Sandra war aufgestanden und zog den Bademantel über.

»Es ist Mario«, sagte ich, »ich muss gehen.«

»Das Leben dauert länger als die Lust«, bemerkte sie mit einstudierter Weisheit, als zitierte sie einen Spruch aus einer Cornflakessachtel. »Zum Glück bist du noch nicht ausgezogen, so kommst du schneller weg.«

Ein praktisches Mädchen, das hatte ich mir am wenigsten gewünscht.

Eilig lief ich hinaus. Auf dem Gang wurde mir übel. Der

Wodka war mir zu Kopf gestiegen, eine weitere Enttäuschung. Ich sah einen Topf mit einer Fächerpalme, erreichte ihn gerade noch rechtzeitig und übergab mich.

Danach ging es mir besser, doch war es weniger die physische Erleichterung als die Befriedigung, die Pflanze ruiniert zu haben.

Ich hasste Mario, seit Urzeiten mein bester Freund, Geschäftsführer der Pyramide, der mich doch tatsächlich aus Sandras Zimmer geholt hatte, damit ich mich im Gang übergab.

**DIE FISCHÉ IM AQUARIUM** wirkten oft verärgert. Sie schwammen im Zickzack, stießen gegen die Scheiben, wieder und wieder. Dann schaltete ich die Sensoren und Lichter aus. Im Dunkeln erahnte ich die weichen Körper, verzweifelt und schwach, die vergebens versuchten, durch das Glas zu schwimmen.

Ich ging auf den Lichtschein des großen Aquariums zu. Träge schwamm dort ein Hammerhai.

Vier Gestalten hoben sich vor dem Türkis der Scheibe ab. Nur drei davon aufrecht. Ich erkannte Mario Müller, Leopoldo Támez (Sicherheitschef) und Ceballos, den Taucher. Ich sah mir den Körper auf dem Marmorboden genauer an. Mario beleuchtete ihn mit einer Taschenlampe. Er lag in einer merkwürdigen Stellung, als wollte er gerade loschwimmen. Eine Harpune steckte in seinem Rücken.

Ernstes Schweigen herrschte. Das Schweigen, das ein Leichnam gebietet.

Ich kniete nieder und betrachtete Ginger Oldenvilles Au-

gen. Auch im Tod blickten sie träumerisch, als folgten sie einer Möwe.

Nirgendwo waren Spuren von Wasser. Man hatte ihn an Ort und Stelle getötet, in seinem Neoprenanzug.

Ich richtete mich auf.

»Señor Tony!« Ceballos umarmte mich fest.

Der Kautschukgeruch tat mir gut. Er tat gut, weil er mich am Denken hinderte. Ich spürte Ceballos' schweißnasse Stirn am Hals, inhalierte das Neopren wie wohltuenden Alkohol.

Meine Hände zitterten. Ich wollte die Augen nicht öffnen, wollte weiter den strengen Kautschuk riechen, der mich von der Welt entfernte.

»Eine Harpune mit drei Gummizügen«, stellte Támez hinter mir fest.

»Ich weiß, das geht dir an die Nieren«, sagte Mario zu mir. Ginger war Tauchlehrer gewesen. In seiner Freizeit hatte er Kabel im Aquariumsand verlegt. Meine Fische langweilten ihn, seiner Ansicht nach schwammen sie in toten Gewässern, aber er half mir gern.

Ich drehte mich zu Támez um. Er hielt zwei Handys und ein Notizbuch in der Hand, schrieb umständlich hinein, tat konzentriert. Wir alle hassten ihn. Er war's, dachte ich. Im blauen Aquariumslicht wirkte sein pockennarbiges Gesicht wie Mondgestein.

Ginger hatte ich von Anfang an gut leiden können. Sein Name erinnerte mich an einen Giganten des Schlagzeugs, Ginger Baker, und sein optimistisches Sommersprossengesicht an eine Figur aus *Flipper*, die Lieblingssendung meiner Kindheit. Auch er hatte gern mit Delphinen gespielt. Das

Genießen war seine Bestimmung gewesen. Wenn er eine Auster öffnete, war sie köstlich, die Wassertemperatur immer angenehm. Er wusste nicht, dass es bittere Überraschungen gab, mögliche Enttäuschungen oder widrige Alternativen.

Er stammte aus Detroit, der *Motor City*, aber es war schwer, ihn sich auf der Straße vorzustellen. Tatsächlich sah ich ihn jetzt zum ersten Mal vollständig trocken. Sein Leben in der Pyramide war eine enthusiastische Reihe von Kopfsprüngen im Sonnenlicht gewesen. Wer hätte etwas gegen ihn haben können?

Támez schrieb immer noch. Nein, er war es nicht, dachte ich. Der Sicherheitschef hatte vor keinerlei Leben Respekt, aber für diese Art von Gewalt fehlte es ihm an Erfindungs-gabe: eine Harpune auf dem Trockenen.

In geschlossenen Räumen wird es im Taucheranzug unerträglich heiß. Doch Ceballos zitterte.

»Ich gehe mich umziehen«, sagte er.

Zwei Angestellte kamen mit einer Bahre herein. Es waren Reinigungskräfte in pistazienfarbener Uniform. Sie verharrten einen Moment in der Reglosigkeit, mit der man einen Leichnam betrachtet.

Mario trieb sie zur Eile an. Sie schienen noch nie einen Toten getragen zu haben. Gingers Gesicht schlug dreimal auf dem Boden auf.

Ich trat zu Mario.

»Woher wusstest du, wo ich war?«, fragte ich.

»Von Juliancito. Er hat dich mit Sandra die Bar verlassen sehen. Beide total voll. Also war's dein Zimmer oder ihres.«

Im Ton eines erbärmlichen Schauspielers, der einen Sicherheitschef darstellt, sagte Támez:

»Ich werde die Staatsanwaltschaft verständigen.«

Mario knipste die Taschenlampe aus. Weiter hinten schwammen die Fische.

Im Dunkeln stellte ich mir das Gesicht meines Freundes vor. Wir kannten uns seit der Kindheit. Ich konnte es mir problemlos ausmalen, das Gesicht von jemandem, der einen Ameisenhaufen untersucht und denkt, dass er nicht gebissen wird, das Gesicht von jemandem, der Probleme mag, aber sich vor Mäusen fürchtet, das Gesicht von jemandem, der weiß, wie viele Handtücher ein Hotel benötigt, aber nicht, wo er seine Brille hingelegt hat, ein Gesicht, in dem die Neugier immer über die Wirklichkeit siegt. Ich hatte ihn als Mario kennengelernt, dann war er zu Chico Müller geworden, manchmal auch zum *Meister*. Er war der Sänger von *Los Extraditables* gewesen, der Rockband, die unser Leben zehn Jahre lang erfüllt und ruiniert hatte.

Vor einem Jahr hatte er mich aus einem Studio gerettet, in dem ich für Zeichentrickfilme alle nur möglichen Todesarten mit Ton unterlegte.

»Erinnerst du dich an das verlassene Haus?«, fragte er auf einmal.

Es begann zu regnen. Die Pyramide besaß oben eine Öffnung. Die Tropfen fielen auf die Pflanzen im Foyer und auf den künstlichen Wasserfall, die dekorative Hauptattraktion. Mario schlug vor, in sein Büro zu gehen.

Die Pyramide bot Luxus mit Lecks: Die Abdichtung ließ zu wünschen übrig, der Regen fiel schräg in die scheibenlosen Fenster der Gänge, die Klimaanlage tropften ständig. Als wir in sein Büro traten, war mein rechter Schuh nass.

Der Schreibtisch zeigte das Chaos, dem die zwanghafte



Kontrolle des restlichen Hotels entsprang. Mario fand eine Tasse mit dem Bild einer roten Garnele aus einem Restaurant für Meeresfrüchte und goss von dem zwölfjährigen Whisky ein, für den er eine Vorliebe hatte. Er reichte sie mir. Sie roch nach Kaffee. Sich selbst schenkte er in einen Plastikbecher für Hustensirup ein.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, der zwei Knochenhöcker wie schüchterne Hörner entsprossen. Sein Haar, allzu blond für die Küste, war nur noch im Nacken und an den Schläfen üppig. Seine Haut ähnelte immer mehr dem Pergament. Die zarten Lippen, wie geschaffen für sanfte Beleidigungen oder laues Lob, nippten am Whisky, ohne feucht zu werden. Dann bewegten sie sich, um zu sagen:

»Auf das verlassene Haus und auf Ginger!« Der erste Toast klang überzeugender als der zweite.

Er leerte den kleinen Becher in einem Zug und goss nach. Er wollte sich sedieren. Die werden ihn fertigmachen, dachte ich. Vielleicht hatte niemand sonst von dem Verbrechen erfahren, aber ein Paradies lässt sich nur schwer steuern, wenn man eine Leiche an Bord hat.

Er fuhr sich wieder über die Stirn. Immer noch trug er den Ehering, typisch für seinen Starrsinn (seit sieben Jahren war er geschieden). Mit dem verlassenen Haus meinte er eine Villa aus den dreißiger Jahren, in dem Viertel, in dem wir aufgewachsen waren. Als wir 1970 oder 71 das erste Mal dort eingedrungen waren, hatte sie schon seit zehn Jahren leer gestanden. Der Strom war abgeschaltet, das Dach undicht, die Verandafliesen lose.

Freunde zu sein bedeutete damals, die Langeweile zu teilen. Wir trafen uns aus einem vagen Bedürfnis nach Zusam-

mengehörigkeit oder um nicht zu Hause bleiben zu müssen, wo noch keinerlei technisches Gerät unser Interesse in Anspruch nahm.

Jahrelang hatte man mir erzählt, mein Vater sei am 2. Oktober 1968, beim Massaker von Tlatelolco, umgekommen oder verschollen. Meine Mutter sprach kaum von ihm. Sie war eine starke, entschlossene Frau, die ohne Aufhebens oder Hysterie an Depressionen zugrunde ging, die ex negativo ihre Zähigkeit bewiesen. Sie hatte zwei Jobs, an einer Schule und in einer Klinik für Taubstumme. Wenn sie nach Hause kam, war sie es leid, andere mühsam zum Reden zu bewegen. Sie wollte keine Fragen hören, und schließlich stellte ich ihr keine mehr. Ich wusste nur, dass der Tod meines Vaters sie weniger mitnahm, als er jemand anderen mitgenommen hätte, jemanden, der weinen konnte. Sie weinte nicht. Niemals. Ein seltener Fall. Ob es ein Register von Söhnen mit Müttern gibt, die nie geweint haben? Es muss eine kleine, verstörte Gruppe sein. Ich hätte meine Mutter nicht gern weinen sehen, aber dass sie es nie getan hat, ist mir immer noch unerklärlich.

Mein Vater war Ingenieur gewesen und offenbar unbeliebt bei den Kollegen. »Er war furchtbar jähzornig und auch noch ein As im Kopfrechnen, damit schafft man sich keine Freunde«, sagte meine Mutter.

Aus meiner frühen Kindheit sind mir keine dramatischen Szenen in Erinnerung, doch meine Eltern verstanden sich nur, wenn beide schwiegen, merkwürdig für eine Sprachtherapeutin.

Womöglich empfand sie den Bruch mit meinem Vater oder sein Verschwinden, ich war damals neun gewesen, als Erleichterung. Hatte er das Getümmel auf der Plaza de las Tres

Culturas genutzt, um meine Mutter von seiner stummen Gegenwart zu befreien? Das Wort »Tlatelolco« war wie der Code für eine verabredete Trennung.

Weder in meinem Viertel noch in meiner Schule hatte man mit der Studentenbewegung sympathisiert. Die Annahme, dass sie der Grund für seinen Tod gewesen war, umgab meinen Vater mit einer seltsam kriminellen Aura. Doch mit den Jahren wuchs der Ruf der Bewegung, und ihre Protagonisten wurden als Opfer anerkannt. Von da an spekulierte ich auf Privilegien. Wenn es klingelte, rechnete ich mit einem Regierungsboten, der einen Farbfernseher brachte, weil in der Familie einer bei Tlatelolco gefallen war.

Nur ein einziges Mal profitierte ich von der Tragödie. Irgendwie hatte der Ethiklehrer vom Verschwinden meines Vaters erfahren. Unverdient gab er mir die volle Punktzahl. Diese Art Belohnung ärgerte mich. Ich wollte keine volle Punktzahl in Ethik. Ich wollte von der Regierung einen Fernseher.

Was ist mir von meinem Vater in Erinnerung? Er sah gern Stierkämpfe und konnte Walzer tanzen. Er war so groß, dass er gegen die Türrahmen stieß, verzog jedoch nie das Gesicht dabei. Er stieß sich wie eine Fliege, die gegen eine Scheibe prallt. Sein Gesicht roch nach *Old Spice*, der Rest nach Waschpulver. Er musste mich nur ansehen, damit ich gehorchte. Seine Augen verrieten jemanden, der explodiert, wenn man nicht auf ihn hört. Meterangaben waren seine Stärke. Auf einen Blick wusste er, wie viele uns von einem Gebäude trennten und wie hoch es war. Er trug keine Brille und hasste Schuhe ohne Schnürsenkel. An mehr erinnere ich mich nicht.

Im Wohnzimmer hing ein Foto von ihm. Er sah weder aus wie ein Ingenieur noch wie ein 68er, sondern wie jemand, der er ebenfalls gewesen war: ein Verkäufer von Zuckerwatte. Sein Mund verhieß billige Süße.

Seine Familie hatte einen Süßigkeitenladen betrieben, wo er sonntags aushalf. Er hatte meine Mutter in einem Park kennengelernt und ihr Zuckerwatte schenken wollen. Doch sie bestand darauf, zu bezahlen. Dieser erste Konflikt einte sie. Meine Mutter verbrachte ihre Tage in der Schule für Taubstumme, und mein Vater war verschollen. Mit der Zeit verblasste die Hypothese von seinem Tod, und ich gewöhnte mich an den Gedanken, dass er in seiner Geburtsstadt Chihuahua Walzer tanzte.

Mario Müller hatte sechs Geschwister, so dass seine Eltern problemlos einen weiteren Sohn aufnehmen konnten. Bei ihnen lernte ich, dass man wie nebenbei lieben kann, ohne es auszusprechen, dass man nicht wissen muss, wie viele Leute im Zimmer sind.

Mich faszinierten der Trubel und das ewige Chaos dort. Mario hasste es und war bestimmt deshalb Hotelier geworden, das tyrannische Oberhaupt über 400 makellose Zimmer.

»Ich erinnere mich deutlicher an das verlassene Haus als an mein eigenes«, sagte er in dieser Nacht, in der Ginger umgebracht worden war, und setzte den Plastikbecher an die Lippen.

In allen Einzelheiten beschwor er die hohen Fenster der Eingangshalle herauf, die das Sonnenlicht in violette und bernsteinfarbene Rhomben zerlegten, den Spiegel, der die halbe Wohnzimmerwand einnahm. In den hätten wir besser nicht wieder geblickt, denn darin sahen wir diese dreizehn-

vierzehnjährigen Gesichter, die jedem gehören konnten, Wesen ohne Geschichte, mit abgetragenen Pullovern und schmutzigen Wangen. Auf allen Fotos, die aus dieser Zeit überlebt haben, schienen wir ärmeren Familien zu entstammen als den unseren.

Warum gibt man so eine gewaltige Villa auf, einen Garten mit zwei dicken Palmen, eine Terrasse mit Laubendach, eine geschwungene Treppe, auf der die Herrin des Hauses ihre Schleppe über mehrere Stufen hinter sich herziehen kann, ein rosa gekacheltes Badezimmer für Mädchen oder Nymphen? Was für ein Verbrechen, was für ein böser Zauber, was für ein spektakuläres Unglück erklärte dieses leere Haus?

Meine Freunde sprachen von Zombies, von Gespenstern und Verbrechern, um die Zimmer zu erklären, in denen jedes Wort nachhallte. Ingeheim hatte ich eine andere Theorie: Der Vater war fortgegangen und hatte den Niedergang der anderen beschleunigt. Ich war zu einem Sammler abwesender Väter geworden. Immer wusste ich, wie viele Mitschüler in meiner Klasse keinen Vater hatten.

Diese grandiose Bühne, das verlassene Haus, regte unsere Phantasie übermäßig an. Mario stellte uns vor dem Spiegel auf, und den Gesichtern zum Trotz, die uns da ansahen, schlug er vor, eine Rockband zu gründen. Das war der Beginn von *Los Extraditables*. Wir probten im leeren Wohnzimmer, ein Vorgeschmack auf das Echo in den Lagerhallen und Garagen mit erbärmlicher Akustik, in denen wir zehn Jahre später auftreten sollten.